

# Wanderungen auf dem Athos

Autor(en): **Zinniker, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **86 (1976)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901086>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Hans Zinniker

## Wanderungen auf dem Athos

### *Datumwechsel*

Die Winterregen haben den Weg ins Kloster hinunter schon stark ausgewaschen. Ich schaue auf die Uhr. Drei Uhr nachmittags, das heisst hier, wo die byzantinische Zeitrechnung noch gilt, neun Uhr. Jetzt wird in den Klöstern der Abendgottesdienst, der Hesperinos, beginnen. Flach und grau zieht sich der Himmel vom Land übers Meer hinaus. Die wenigen blauen Lücken haben sich geschlossen. Ich trotte mit dem Rucksack abwärts. Ich werde noch eine Stunde unterwegs sein. Ich denke an daheim: Die letzten hektischen Geschenkkäufe. Verlegenheitslösungen für Vater, Mutter, Onkel, Tanten, Grossmütter, Paten, Patinnen. Verkäuferinnen, die unruhig auf die Uhr blicken. Kinder, die das letzte Mal Blockflöte üben. Hausfrauen, die seit geraumer Zeit in der Küche stehen.

Jetzt sehe ich bereits die Brandung an der Ostküste. Der verlassene Wehrturm hält noch immer den Wellen stand. Wie wird es heute abend ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Geschenke, ohne Lichterbaum sein? Im Flugzeug hatten sie mich bemitleidet, sie, die mit Geschenken nach Hause flogen. Ich, der vor den Geschenken seiner Heimat floh. Habe ich nicht die letzte gemeinsame Weihnacht mit meinen Eltern verscherzt? Verpasst, endgültig verpasst?

Die Brandung tönt jetzt zu mir herauf. Drüben auf dem Sporn steht Stavronikita. Durch das kahle Gebüsch ahne ich das Beinhaus, das etwas unterhalb des Klosters steht. Ich zerbreche mir nochmals den Kopf über die Zeitrechnung: Drei Uhr Lokalzeit ist zwei Uhr Schweizerzeit und neun Uhr byzantinischer Zeit. Der alte Kalender der Byzantiner. Weihnachten ist immer noch am siebten Januar. Dann werde ich nicht mehr hier sein. Ich habe dieses Jahr keine Chance auf irgendeine Weihnacht.

Das Meer ist aufgewühlt. Am Hafen unten schaue ich eine Weile den Hölzern zu, die auf den Wellen treiben. Dann gehe ich hinauf ins Kloster. Pater Nektarios erkennt mich, umarmt mich und führt mich ins Empfangszimmer. Der Abt ist noch in der Kirche. Ich nehme dankbar den

türkischen Kaffee, der mich wieder etwas aufwärmt. Der Herbst sei gut gewesen. Viel Trauben, viel Holz.

Um sechs Uhr wird es dunkel. Ich habe meine Uhr auf der Lokalzeit belassen. Jetzt werden die Klostertore geschlossen. Man geht schlafen. Denn bald wird zum Mesoniktiko, zum langen Mitternachtsgebet gerufen. Ich bin dankbar, nach langer Reise unter einer warmen Decke im Bett zu liegen. Der Wind hat an Stärke zugenommen. Er fährt manchmal in die Fenster, dass die Rahmen zittern. Ein kalter Luftzug weht dann durch den Raum. Ich habe die Öllampe ausgelöscht. Das widerspricht der Sitte. Aber ich möchte jetzt ganz allein sein. Ich merke wie der Schlaf an mich herankommt. Aber immer wieder halten Bilder ihn auf: Der Baum, die Kerzen, Reisigduft, das Gebäck. Dann siegt die Müdigkeit.

Später: Ich erwache. Im pfeifenden Geräusch des Windes verebbt der Ton des Symandrons. Ich lausche eine Weile. Der Atem des Windes und des Meeres ist gewaltig in dieser Nacht. Dann ziehe ich den Arm unter der Decke hervor. Ich suche die Leuchtstriche meiner Uhr. Ein Uhr. Der Lichterbaum zu Hause gelöscht. Die Mitternachtsmesse. Auch das Radio sendet die Weihnachtsbotschaft. Ich fröstle. Ziehe mich unter die Decke zurück. Der Symandronschläger kommt ein zweites Mal. Man hat hier Zeit und Nachsicht mit den Schwachen, die sich beim ersten Mal nicht aufraffen können. Ich bleibe liegen, genieße die Wärme und warte auf den dritten und letzten Umgang.

Dann stehe ich auf, zünde die Lampe an und gehe in den Hof. Es ist innert Stunden bitter kalt geworden. Der Westwind entblösst mich der gesammelten Körperwärme. Über das unebene Pflaster taste ich hinüber zur Kirche. Die Ikonen sind im Kerzenlicht zarter, inniger. Die Gebete sind lang, eigentlich immerwährend, ich verstehe nur bruchstückhaft. Die alte Müdigkeit kommt wieder, ergreift den Körper, der zuletzt schlafend, leer im Betstuhl steht. Nur das Bewusstsein ist da, immer klarer, je mehr der Körper schläft. Wünsche, Vorstellungen, Bedenken sind erloschen.

Drüben glänzt die wundertätige Ikone. Die Silberverkleidung wirft das Kerzenlicht vervielfacht zurück. Der Glanz dringt ins Auge. Und dunkel wachsen jetzt das Gesicht der Gottesmutter und des Kindes aus all dem Glanz herauf. Aus dem Dunkelbraun des alten Holzes erhebt sich Wirklichkeit. Deutlich ist die verkrustete Stelle auf der rechten Wange zu sehen, wo ein Sarazene einst mit dem Schwert nach dem Bilde geschlagen hatte. Blut war aus der Wunde geflossen. Eine Inschrift auf

dem Silberüberzug: Die Pförtnerin der Iberer, die Barmherzige. Still, mütterlich neigt sie den Kopf dem Kinde zu. In meinen Augen verschieben sich die Dinge ineinander. Der Orthros, der Morgengottesdienst hat begonnen. Das Gold der Priesterstola, Kerzen, die Barmherzige und ihr Kind, die schwarzen Kapuzen der Mönche laufen strahlenförmig auf mich zu. «Ich bin das lebendige Brot, das aus dem Himmel herabgekommen ist.» Der Priester steht in der königlichen Pforte. Das Evangelium ist geöffnet. «Ich bin nicht gekommen, um die Welt zu richten, sondern zu retten. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt. Bleibet in mir und ich bleibe in euch.»

Durch die Nacht gehe ich über den Hof, hinüber ins Gästehaus. Ich schlafe ein, bevor sich ein neuer Gedanke eingestellt hat. Traumlos liege ich da.

Pater Nektarios ist schon in der Küche. Auf dem Herd ist Feuer. Ich wärme die Hände. Auf einem Dreibein steht das gusseiserne Wassergefäß. Ich schaue den Flammen zu, dann Nektarios, wie er den Kaffee zubereitet. Wir reden über das Wetter, den plötzlichen Kälteeinbruch, über sein Hüft rheuma, über die Holzfäller und die Preise für Transporttiere.

Zufällig blicke ich auf die Uhr. Das Datum ist auf den fünfundzwanzigsten gesprungen. Ich stehe auf und gehe für Nektarios mit dem Wasserkrug zur Zisterne. Die Wolken fahren heute tiefer. Vielleicht wird Schnee fallen. Ich lasse die Kurbel sausen und warte einen Augenblick. Dann ziehe ich den Schöpfkessel hoch. Ich fülle den Krug ganz auf und trage ihn zurück. Nichts trennt mich von den Menschen, die heute feiern und den Mönchen hier, die es erst am siebten Januar tun werden.

Ich sitze am Herd. Strecke die Hände nach dem Feuer aus. Schaue in die Glut. «Bleibet in mir und ich bleibe in euch.» Regen mit Schnee vermischt klatscht an die Scheibe. Ich hole den Rucksack und mache mich auf den Weg nach der nächsten Skiti.

## *Nachmittag*

Vom Kloster Pantokratoros aus sieht man am Berg oben die Skiti des Propheten Elias: Eine riesige Kirche mit Kuppeln, die mit ihren Nebengebäuden wie ein Steinbalkon mitten aus dem Waldabhang ragt.

Auf die Frage, wer wohl diese Herrlichkeit noch bewohne, will man hier in Pantokratoros nichts Genaues wissen. Der Amerikaner, sagen die einen. Die andern zucken die Schultern. Machen dann mit der Hand eine Gebärde, als wollten sie sagen: Lass das, das ist vorbei, endgültig vorbei.

Ich gehe den Weg nach Karyes hoch. Er war einmal schön gepflastert. Nun haben aber die Gewitterregen das Steinbett schon schwer angefressen. Der Buschwald wächst von beiden Seiten herein und gibt den selten durchziehenden Pilgern Schatten. Bei einem Holzkreuz mit kyrillischen Schriftzeichen biege ich vom Hauptweg ab. Ein schmales Weglein führt ohne Ausblick durch die hohe Macchia. Vögel fliehen erschreckt davon. Ich pflücke die wenigen Brombeeren am Wegrand.

In einer Stunde kannst du die Kirche erreichen, hat man mir gesagt.

Die Stunde ist längst vorbei, abgelebt, ausgelebt. Ich bin eine Stunde älter geworden. Der Nachmittag ist angebrochen. Ich sehe es am klaren Licht und am tiefen Blau des Herbsthimmels.

Ein zerfallenes Haus taucht auf. Der Weg führt daran vorbei. Er wird jetzt breiter, ist wieder gepflastert und er senkt sich. In der nächsten Wegbiegung bleibe ich stehen. Da liegt es vor mir: Das schiefergraue Gewirr der Zwiebeltürme mit den gleissenden Goldkreuzen zwischen den herbstlich gefärbten Blättern.

Gelobt sei Gott, sage ich. Und ich gehe weiter, dem Paradies zu. Nussbäume sind in grosser Zahl in den Gärten. Die Uhr auf dem Türmchen über dem Klostereingang ist stehengeblieben. Wer weiss, wieviele Jahre schon.

Der Innenhof ist mit Steinplatten ausgelegt. Ein Mönch ist da. Er ist aus dem Garten gekommen und trägt eine Melone im Arm. Die Unterhaltung pendelt zwischen einem Russisch aus den Karpaten und Griechisch.

Wir setzen uns vor dem Sobor an den Steintisch. Seraphim hat aus der Küche Tee gebracht und in einer kleinen Schale Gelee aus Rosenblättern. Wir sprechen wenig. Schauen uns in die Augen. Gott weiss, woher wir

uns schon kennen. Da hat einer Amerika verlassen, um hier Wesentliches zu finden.

People don't know, why they live! hat er so im Gespräch gesagt. Dann ist eine Pause entstanden. Der Satz hat sich über den Hof verbreitet, ist an den Wänden hochgeflimmert bis über die Dächer. Dort hat ein Windlein die Wörter einzeln gepflückt und sie wie lose Herbstblätter in die Macchia verstreut.

Eine Wanduhr schlägt irgendwo in einem Gebäude. Wir haben die neunte Stunde, Mitte des Nachmittags. Wir stehen auf und gehen in den Sobor. Ein gewaltiger Kirchenraum, Silber, Gold, Prunk und Macht. Dann gehen wir vor dem Klostertor über eine mit reifen Zwetschgen übersäte breite Steintreppe hinauf zum Beinhaus. Auf den Regalen reihen sich die Schädel. Es sollen an die sechshundert sein. Seraphim erzählt irgend eine Legende. Ich höre nur halb zu. Ich höre, wie eine reife Zwetschge vom Baum fällt und dann die Steintreppe hinunter kullert. Das ist es, sagt Seraphim und schliesst die Türe wieder. Ich nicke.

Wir gehen zurück an den Steintisch. Seraphim räumt das Teegeschirr in die Küche. Die Sonne wärmt mich. Wärmt meine Haut, mein Fleisch. Ich sehe meinen Körper am Steintisch sitzen. Ich sehe unter dem Fleisch die Knochen, vorgezeichnet fürs Beinhaus. Und ich sehe diesen roten Muskel, das Herz, wie er schlägt, pulst.

Eigentlich bin ich schon immer hier gewesen. Genau hier. Das weiss ich. Ich sehe meinen Körper, wie er sich verabschiedet, wie die Lippen die Hand des Priesters küssen, wie das Gesicht lächelt, wie mein Mund Worte formt, wie meine Gestalt den Weg hinauf geht.

Dort, wo sie sich ein letztes Mal umgedreht hat, habe ich sie eingeholt.

## *Besuch in Karoulia*

Das Meer schwappt gegen die Felsen. Durch das grüne Wasser schimmern die dunklen Kugeln der Seeigel. Das Boot ist Richtung Kavsoakalyvia davongetuckert. Es hat ein zartblaues Räuchlein über dem Wasser hinterlassen. Aus dem dornigen Fuss eines Gestrüpps rieseln Steine. Sie fallen auf ein schmales Felsband, bleiben dort liegen. Die Stille ist wieder hergestellt.

Ich verlasse die Mole. Vor mir Geröll, Fels, Gestrüpp. Der Stein ist rostig, grau, weiss bis gegen lila. Das Gestrüpp ist dunkelgrün. Die Wellen mildern die Stille. Der Himmel ist hoch oben, eine unwirklich tiefblaue Fläche.

Hier leben Menschen. Ihre Häuschen sind weiss. Zuoberst leuchtet die hellblaue Kuppel von Nikodims Kirche. Das Geröll knirscht unter den Schuhen. Die Schlangen schlafen. Sie lassen sich in ihren Mauerlöchern nicht stören. Die Sonne brennt und doch steht sie noch nicht im Zenith. Um die zwei ersten Häuschen ist es still. Nur die Katze des alten Theologen streift durch den Garten. Sie duckt sich in den Schatten einer Tomatenstaude. Verfolgt mich mit ihrem Blick. Evlogite, gato! sage ich zu ihr. Sie erwidert meinen Gruss, indem sie sich ganz hoch auf ihre Beine stellt, dazu einen Buckel macht und ihren Schwanz mit dem leuchtend weissen Fleck am Ende gerade aufstellt. Dann löst sie sich aus dieser Starre, macht ein paar Schritte aus dem Schatten in die Sonne. Dort bleibt sie stehen, streckt ihren Kopf vor und schnüffelt in der Luft umher. Dazu blinzelt sie mit ihren schmalen Augen.

Das Geröll knirscht unter den Schuhen. In den Schatten der Hecken stehen die Gerüche unbekannter Pflanzen. Vor dem grossen Opunziengewirr geht eine schmale Treppe hoch. Dort oben wohnt der Einsiedler Stefan. Auch sein Haus liegt still. Einzig das klopfende Geräusch einer Hacke, die in den steinigen Boden geschlagen wird, ist zu vernehmen. Vor dem Tor stehen junge Zwiebeln in geraden Reihen. Sie werfen kurze Schatten. So hoch steht die Sonne schon. Über den Bretterhag hinweg sehe ich den arbeitenden Mann. Sein langes, offenes, dunkelblondes Haar flutet über den Oberteil seines schwarzen Gewandes. Er redet vor sich hin, schlägt die Hacke ins Erdreich, hebt Wurzeln und Steine auf und gönnt sich keine Pause. Das Geröll knirscht unter den Schuhen. Die blaue Kuppel von Nikodims Kapelle ist immer noch weit oben, knapp unter dem Himmel zu sehen. Das Weglein geht im Zickzack hoch. Die

Sonnenstrasse auf dem Meer ist breit und blendet. Der Himmel am Horizont ist milchig. Die Hitze treibt das Blut in den Kopf. Der Atem geht in Stößen. Sätze branden im Gedächtnis an, schwimmen weg. Die Sonne. Ein Stäubchen im Universum. Ein Punkt Energie. Das äusserste Ende deines unsichtbaren Lichts. Die sichtbare und die unsichtbare Welt. Dass der Atem in diesem Körper geht. «In deinem Licht sehen wir das Licht.»

Endlich stehe ich vor der Kirchenmauer, in deren Schatten es nach Weihrauch riecht. Nikodim der Russe. Ein Leben lang hat er hier ausgeharrt. Und noch baut er an den Stützmauern des Gartens. Sein Gesicht ist klein geworden. Er rüstet Blumenkohl für sein Essen. Jetzt streift er die Hände an seinem Arbeitsgewand ab. Er will die Bibliothek zeigen. Sie ist im Vorraum der Kirche. Wandschränke bewahren die alten Bände. Ich greife wahllos ein Buch heraus und setze mich in die Laube. Das Gleissen des Meeres webt auf der schattigen Rückwand weiter. Mein Blick bleibt auf einem alten Stich im Buch haften. Ein See. Davor ein Schloss. Eine Brücke. Einige Häuser. Wiesen. «Tunskoje osero» steht darunter. Ich lasse das Buch sinken, lege es auf die Bank neben mich. Warum muss ich gerade hier in Karoulia einem Bild vom Thunersee begegnen? Gibt es Lebenswege? Blendend glitzert es durch die Bohnenranken. Nikodim singt in der Küche. Ein leichter Wind blättert im Buch um.

Das Essen ist bereit. Es gibt in Kohl gekochten Fisch mit viel Knoblauch und rohen Zwiebeln. Wein. Brot. Nikodim spricht die Gebete. Die Wärme strömt durch die geöffneten Fenster in den Raum ein.

Das Boot kommt aus Kavsokalyvia zurück. Es schaukelt wie ein schwarzes Stück Holz durch die glänzende Wasserfläche. Ich kenne die Schweiz aus den Büchern, sagt Nikodim. Es muss dort schön sein. Ein Bild liebe ich besonders. Er holt das Buch. Er blättert darin. Auf den vorderen Seiten hat es Abbildungen von Zulu-Negern, weiter hinten sind Eskimos. Da! sagt er. Kennst du das Schloss? Ich nicke und sage: Tunskoje osero. Dann bleibt es lange still.

Ich ziehe weiter. Bald endet der Weg. Es geht über eine Leiter hinunter. Der Fels fällt steil ab. Drahtseile und rostige Ketten sind hier befestigt. Man hält sich an ihnen, stemmt die Füsse gegen den Fels und geht Tritt um Tritt abwärts. Zwischen den Beinen hindurch sieht man das Meer. Ein Ausrutscher hier bedeutet Sturz in die Tiefe. Ich versuche tief zu atmen, mir einzureden, dass es nicht gefährlich sei. Ich versteige mich bis zur Behauptung, dass es keine Rolle spiele, ob man früher oder später



sterbe. Aber meine Beine werden schwächer, die Kniegelenke weicher. Ich schwitze plötzlich auch an den Händen. Ist denn das Ende dieser Kletterei noch nicht abzusehen? Tunskoje osero, ein letzter Abschied an die Schweiz? Die Kette ist zu Ende. Ich stehe auf einem Felsband, das links zu einer Höhle führt. Ich gehe hinüber, setze mich auf die rote Erde, welche den Boden deckt. Eine Zisterne hat es hier, einen Altar, und auf einer Felsbank liegen Gebeine. Der Puls beruhigt sich. Vor der Höhle wuchern Opunzien und Agaven.

Das Weglein führt auf dem Felsband hart über den Abstürzen durch. Über Leitern geht es zu zwei Häuschen hinunter. Hier sind die Gärten steinig und vertrocknet. Die Türen der Zellen sind verschlossen. Ich gehe weiter. Im nächsten Haus ist einer vor Jahren gestorben. Man hat seine unbrauchbare Ware, ein paar Stoffetzen, in eine Felsnische geworfen. Das Bündel liegt immer noch dort. Es hat an Farbe verloren. Die Verwesung an ihm macht keine Fortschritte.

Der Weg steigt an zerfallenen Häusern vorbei. Die Schlangen schlafen immer noch. Die Sonne rückt gegen Westen vor.

Jetzt taucht Seraphims Haus auf. Ein hoher Bretterhag umgibt den Garten. Ich klopfe ans Tor. Ich höre Schritte. Jemand sagt: A kto budet? Immer wieder sagt er das. Die Schritte nähern sich dem Tor. Jetzt öffnet er. Ich trete in den Garten. Auch hier stehen die Zwiebeln in schönen Reihen. Die Tomatenstauden sind verdorrt.

Seraphim stammt aus Sibirien. Er kramt aus einer Ecke einen Plastikbeutel mit Oliven. Dann schneidet er Brot. Er deckt im Herd die Glut auf und giesst Tee an. Der Wecker tickt die ganze Zeit. Es geht gegen neun Uhr. Seraphim nimmt den Wecker in die Hand, hält ihn ans Licht, blickt schräg aufs Zifferblatt und sagt zweifelnd: Ja, es scheint gegen neun zu gehen. Dann aber erhebt er sich, macht einen Schritt nach draussen, blickt, wie um sich zu vergewissern, nach der Sonne und sagt: Ja, es geht gegen neun.

Das Holztor schliesst sich wieder hinter mir. Die Sonne ist hier schon weg. Ich steige. Im Südosten liegt es rötlich über dem Meer. Jetzt tauche ich wieder ins Sonnenlicht. Mit jedem Schritt rückst du dem Tod näher, hat er zu mir gesagt. Ich weiss es. Schritt für Schritt steige ich. Die Sonne geht unter. Droben taucht das Haus der Maler auf. Seine Scheiben glänzen blutrot.

## *Der Heilige*

Der Tag ist sonnig, klar und kalt. Aber noch ist hier unten am Meer kein Schnee gefallen.

Ruf mich, wenn du das Boot siehst! hat mir Vater Stefan gesagt. Dann ist er in seine selbstgebaute Kirche hinüber gegangen. Ich höre ihn laut beten. Wir haben die sechste Stunde, Mittag. Ein kalter Wind bläst. Vielleicht wird das Boot doch nicht kommen.

Auf dem offenen Feuer haben wir draussen unseren Reis gekocht. Wenn ich so allein bin, ist mir das Feuer wie ein lebendiger Bruder, hat mir Stefan mit seinem leuchtenden Einsiedlergesicht gesagt. Die Menschen könnten königlich leben, wenn sie nur die Dinge recht zu gebrauchen wüssten. Aber sie haben kein Gewissen mehr den Dingen gegenüber. Ich gehe auf der Terrasse auf und ab. Kein Boot. Nur Meer, Horizont und Himmel. Es fällt nicht ins Gewicht, ob das Boot kommt oder nicht. Es fällt jetzt, gerade jetzt, nichts mehr ins Gewicht. Die Wellen branden in einem ruhigeren Rhythmus als das Herz. Das ist alles. Ich schliesse die Augen.

Plötzlich schrecke ich aus meinem Traum auf. Motorengeräusch von unten. Ich schnelle von der Steinbank hoch. Meine Beine sind steif von der Kälte. Das Boot zieht weit aussen durch. Ich rufe Vater Stefan. Er kommt in grossen Schritten aus der Kapelle. Er winkt und ruft. Der Bootsführer ruft zurück. Aber die Entfernung ist zu gross, als dass man etwas verstehen könnte.

Komm, sagt Stefan. Du musst auch winken und rufen. Schnell. Wenn er jetzt abdreht, sind wir mit dem Boot am Hafen unten. Der Einsiedler holt noch schnell den Stoffrucksack aus seiner Zelle. Ich rufe und winke unterdessen. Dann rennen wir das steinige Weglein hinunter. Es hat unendlich viele Kehren. Das Boot hat jetzt wirklich abgedreht. Es ist blau gestrichen. Der Bootsführer ruft nicht mehr, aber Stefan winkt und ruft ununterbrochen. Nur wenn er im Geröll stolpert, hält er ein.

Wir sind mit dem Boot am Landungssteg. Macht schon, sagt der Bootsmann. Ich habe nicht viel Zeit. Er streckt uns die Hand entgegen. Das Boot tanzt auf und ab. Wir warten auf einen günstigen Moment und springen dann hinüber. Der Motor heult auf. Wir fahren aus der Bucht. Die Schiffsschraube hinterlässt im Meer eine weisse schaumige Strasse. Das Wasser ist schwarzblau. Die Hüttchen von Karoulia werden kleiner. Über den Felsen und der Macchia taucht der Athosgipfel auf. Verschneit

ragt er in den tiefblauen Himmel. Hier ist die persische Flotte gesunken, sagt der Bootsführer. Dann kassiert er den Fahrpreis ein. Einige Malermönche sind noch auf dem Schiff. Sie haben ihre Ikonen nach Dafni zur Post gebracht und kleine Einkäufe gemacht. Sie sprechen wenig. Durch ihre Finger gleiten die schwarzen Betschnüre.

Die ersten Häuser von Kavsokalyvia tauchen auf. Die Mönche drehen sich um. Der Schiffer ist zufrieden. Wir werden heil ankommen. Aber das Meer im kleinen Hafen ist unruhig. Bald droht es, das Boot an den Landungssteg zu schmettern. Bald zieht es den Kahn im Sog wieder hinaus. Wir schauen verzweifelt zu den Felsen auf. Dort erscheint jetzt ein Mönch. Er rennt die letzten Kehren des Wegleins hinunter. Der Bootsführer wirft ihm ein Seil zu. Der Mönch zieht das Boot gegen das Land. Aber immer wieder ist das Meer stärker. Jetzt können schon zwei aus dem Boot springen. Sie helfen auch am Seil ziehen. Einer nach dem andern verlässt das Boot. Man wirft noch einige Taschen und Säcke auf den Landungssteg hinüber. Dann wird das Seil losgelassen. Das Boot fährt davon. Wir winken ihm, aber der Bootsmann und seine zwei Gehilfen winken nicht zurück. Sie haben ihre Arbeit getan.

Die Maler sind schon voraus gegangen. Nur Antonios ist mit uns zurückgeblieben. Wir steigen langsam die Stufen empor. Das Weglein ist prächtig. Schneeglöcklein blühen am Rand. Vater Stefan bückt sich zu den Blumen. Er spricht mit ihnen. Er vergisst uns ganz. Da sitzt er auf dem Boden. Das lange Haar fällt ihm über die Schultern. Er redet zum Ginster und zu all den Blumen am Wegrand. Er staunt wie ein Kind über die Pracht. Mitten im Winter seid ihr gekommen, sagt er, mitten im Winter. Und zu uns sagt er: Jede Blume ist eine Sonne. Und er strahlt übers ganze Gesicht. Eine Sonne im Winter. Und er flüstert noch viele Verse weiter.

Immer wieder bleibt Vater Stefan stehen. Es sind da kleine Vögel, die fliegen von Gebüsch zu Gebüsch. Da greift er in seine Brusttasche und holt dort Kerne hervor. Er streckt seinen Arm aus. Zizizizi! lockt er die Vögel und sie kommen. Erst kreisen sie um ihn. Dann lassen sie sich auf seiner Hand nieder, picken zu, fliegen auf seine Schultern, umkreisen seinen Kopf. Sie zwitschern und schwatzen, und Vater Stefan lacht und lockt und sagt den Vögeln lustige Sprüche vor. Im Weitersteigen sagt er zu uns: Die Vögel, sie alle haben ein Herz.

Antonios Garten ist warm und windgeschützt. Immer noch blühen die Rosen, und aus den Töpfen auf der Terrasse leuchten grün, rot und lila

die Früchte der Peperoncini. Antonios sagt: Ich brauche sie nicht, aber ich liebe ihre Farben. Er bricht uns ein paar Zweige heraus und legt sie auf die weissen Treppenstufen.

Vater Stefan geht zu einem Theologen hinüber. Ich hole mir aus Antonios Bibliothek ein Buch. Es ist die Geschichte von Barlaam und Josaphat. Ich setze mich damit in die Sonne. Die kleinen Vögel spielen im Garten unten. Sie sind uns gefolgt. Ich lasse das Buch geschlossen liegen. Ich kenne die Geschichte des Prinzen Josaphat. Es ist meine eigene Geschichte. Einer ist ausgezogen, um den Schleier von dieser Welt für einen kurzen Moment wegzuziehen. Einer hat Antworten gesucht und Heilige gefunden.

